

## PRÄLUDIUM: DAS SCHUBERTJAHR IM STRESS

Das Jahr, in dem der beflissene Amateurcellist Dr. Livius Kohlhaupt das alles durchmachen musste und sich durch unverschuldete Schicksalsfügungen – widerwillig aber unaufhaltsam – zu einem beinahe normalen Menschen zurückentwickelte, war zu allem Überfluss auch noch das strapaziöseste Schubertjahr seit Menschengedenken. Denn mit der Würdigung dieses schlichten Österreicherers waren durch neuartige staatliche Verwaltungsmaßnahmen für Wiens ausübende Musikliebhaber Aktivitäten verbunden, die sie oft so sehr bis an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit belasteten, dass von einem erholsamen Hobby kaum noch die Rede sein konnte.

Der Wiener Musiktreibende scheint von einem schwer unterdrückbaren Drang zur Historie erfüllt zu sein. Er musiziert nicht gerne einfach so, sondern schätzt eine zusätzliche Feierlichkeit zur Auffettung seiner inneren Erbauung. Daher erklingt in Wien die Musik fast immer »in memoriam«.

In Wiens musikalischer Unterwelt ist allem Anschein nach ein eigenes Team von Datumforschern damit beschäftigt, in jedem Kalenderjahr den Jahrestag irgendeines gedenkenswerten Ereignisses im Privatleben von Starkkomponisten aufzuspüren, dem dann das gesamte Musikleben im Stile heidnischer Ritualopfer dargebracht wird. Die kleine Unlogik, dass es eigentlich dem Wesen eines Opfers widerspricht, etwas ausschließlich Vergnügliches zu tun, fällt dabei gegenüber dem ungeheuren Vorteil, ein ganzes Jahr zum Gedenkjahr ernennen zu können, gar nicht ins Gewicht. Denn sonst würde der Saison in den Augen der Wiener der Glanz ebenso fehlen wie einer Vorstellung ihrer Staatsoper ohne ausländischen Gast.

Das Problem der Datumforscher besteht darin, dass Wiens große Söhne nicht annähernd so viele Geburtstage wie Kompositionen hinterlassen haben, und dass sich diese Geburtstage mit

bestem Willen nicht öfter als alle 25 Jahre feiern lassen. Da man sich aber vorläufig noch nicht dazu durchringen konnte, auch der Hochzeits- und Erstkommuniontage großer Komponisten würdig zu gedenken – sosehr diese zu Freudenfesten geeignet wären –, muss der musikalische Festkalender Wiens häufig genug mit Todestagen sein Dasein fristen.

Wie alle Notbehelfe hat auch dieser einen kleinen Schönheitsfehler: Der Tod gilt sogar in musikalischen Kreisen eher als traurig, und ein so frühzeitiger wie der von Wiens Liebling ganz besonders.

Trotzdem feierte Wien in diesem schicksalsschweren Lebensjahr des Dr. Livius Kohlhaupt fröhlich die Wiederkehr des 175. Todestages des wienerischsten aller so genannten Ernsten Wiener Komponisten.

Dass dieses Gedenkjahr sich als ein unendlich viel denkwürdigeres Gedenkjahr als andere Gedenkjahre herausstellte, weil es Wiens Amateurmusiker jäh aus ihrer weltabgewandten Heimkunstpflege herausriss und in höchste Aufregung versetzte, lag allerdings nicht an Franz Schubert, sondern an einem satanischen Schachzug der Stadtverwaltung. In diesem Schubertjahr erzitterten die Wohnungen der Wiener Hausmusiker nämlich unter den Tritten einer selbst für Österreich außergewöhnlich skurrilen Neuschöpfung auf dem Gebiet origineller Staatsorgane: Es waren die Tritte der gefürchteten Wiener Kammermusikinspektoren.

Denn nach dem unerforschlichen Ratschluss der Stadtväter sollten plötzlich alle Hausmusikgruppen Wiens amtlich ausgeforscht, lückenlos erfasst, statistisch ausgewertet und gleichzeitig zu Höchstleistungen aufgestachelt werden. Um alle vier Fliegen mit einem Schlag zu erwischen, bediente man sich eines uralten Tricks, mit dem sparsame Machthaber ihre Untertanen seit jeher zu kühnen Taten motivieren: Auszeichnungen.

Praktisch ging man so vor, dass man Wiens Steckenpferd-Instrumentalisten zum Zwecke der Erlangung einer Urkunde bzw.

Medaille aufforderte, in ihren Zimmern, Küchen oder Kabinetten in memoriam Franz Schubert »Schubertiaden« mit mindestens zehn freiwilligen Zuhörern steigen zu lassen und diese Veranstaltungen unter genauer Angabe der Mitwirkenden dem zuständigen Amte zu melden. Damit die gemeldete Schubertiade aber nicht etwa eine Schmah- oder Plauderschubertiade sei, wurde sie von den erwähnten Kammermusikinspektoren strengstens kontrolliert.

Die Kammermusikinspektoren hatten demnach die sicher nicht immer beneidenswerte Aufgabe, den offiziell gemeldeten Schubertiaden körperlich beizuwohnen, um sich mit ihren eigenen Amtsohren davon zu überzeugen, dass vernehmbare musikartige Geräusche produziert wurden und somit ein rechtmäßiger Anspruch auf die ersehnten Auszeichnungen bestand.

Da die Musik leider ein Sport ist, der zum Unterschied von Kegelscheiben und Dackelzüchten äußerst selten Pokale und andere Siegeszeichen einbringt, ist es verständlich, dass die ausgehungerten Amateure prompt anbissen und in dem einen einzigen Jahr, in dem es endlich auch für sie Trophäen zu erheischen gab, unter einem völlig untypischen Leistungsdruck standen.

Einer der vom Schubertiadenstress am schlimmsten getroffenen Musikanten Wiens war der Cellist Dr. Livius Kohlhaupt. Er hatte bereits für 23 Schubertiaden seine Mitwirkung zugesagt und hetzte daher seit Wochen mit einem zwar italienischen, aber trotzdem groß gebauten Instrument treppauf, treppab von einer Probe zur anderen. Denn Cellisten, die für amtlich inspizierte Hausmusiken qualifiziert sind, findet man noch schwerer als Cellisten überhaupt.

## DIE GEFOLTERTE IM KLAVIER

Dr. Livius Kohlhaupt, 39, rechts besser als links, geschieden, hielt als Abteilungsleiter logischerweise nichts von Traumdeuterei. Denn wer leitet, muss anderen ein Leitbild sein und mit beiden Beinen in der Realität stehen.

Dass Dr. Kohlhaupt nur aus Erwerbszwang als Verkaufsmanger in der Kunstblumenbranche arbeitete, änderte auch nichts. Er hatte schließlich eine unterstellte Mitarbeiterin und musste deshalb eine streng merkantilistische Weltanschauung an den Tag legen, ob es seiner Veranlagung entsprach oder nicht. Folglich war er auch verpflichtet, unter den einzelnen Bereichen des Übernatürlichen eine rigorose Auslese zu treffen. Denn nur einige Unbegreiflichkeiten sind in Realistenkreisen salonfähig, während andere einen der Lächerlichkeit preisgeben.

So hat sich – wie Livius natürlich bekannt war – zum Beispiel die Astrologie als seriöser Aberglaube neben der Graphologie erstklassig etabliert und gilt als durchaus vereinbar mit dem Pflichtimage eines beinharten Businessman. Wie könnte man hingegen heute eine Karriere in der Kunstblumenbranche anstreben, wenn man etwa als Stammkunde eines Traumdeuters entlarvt würde?

Da Dr. Kohlhaupt dies wusste, hätte er nicht einmal ganz mit sich allein – unter zwei Augen sozusagen – zugegeben, Träumen eine Bedeutung beizumessen. Denn als Amateurcellist hatte er so auch schon genug zu kämpfen, um den Makel des Schöngestes loszuwerden, und bemühte sich daher fallweise im Blickfeld seines Chefs, dieses Handicap seines Aufstieges durch plötzliche Ausbrüche von Dynamik abzuschütteln.

Heute konnte der unkaufmännische Diplomkaufmann Dr. Kohlhaupt aber trotz allem nicht umhin, von seinem bösen Traum beunruhigt zu sein, als er um 5 Uhr 30 – also noch dazu um eine Stunde zu früh! – in Schweiß gebadet erwachte. Denn diesem

denkwürdigen Mittwochmorgen war ein unfassbarer Abend vorausgegangen, von dem Livius widerwillig, aber unverdrängbar das Gefühl hatte, dass er sich langfristig als schicksalhaft herausstellen würde. Und das machte ihn aus – wie noch näher zu erläutern sein wird – begreiflichen Gründen äußerst nervös.

Im Traum hatte sein Vater, Ministerialrat i. R. Dr. Tobias Kohlhaupt, der mit 79 noch Klavier-Unterricht nahm und täglich mehrere unentgeltliche Latein-Nachhilfestunden gab, in alpträumlichem Tempo einen Beethoven heruntergehudelt: das Rondo aus der 2. Sonate für Cello und Klavier. Jedes Hämmerchen seines Klaviers war mit einer Nadelspitze versehen und schlug auf den blutenden Körper einer nackten Dame, die quer über die Saiten im offenen Flügel auf dem Bauch lag und mit ihren schönen braunen Augen verzückt auf den Cellisten blickte. Der Cellist war eindeutig Livius. Die Dame aber war ebenso eindeutig »Sie«.

Warum ausgerechnet »Sie«? Sie war doch gar keine autorisierte ZuhörerIn des allvierzehntägigen Dienstag-Trios, sondern offensichtlich ein Irrtum der Natur. Eine an unpassender Stelle aufgeschlagene, illegitime Sternschnuppe von einem andersartigen Milchstraßensystem. Oder war sie vielleicht eine hinterhältige Falle? Eine jener bankdirektorialen Lausbübereien seines Ehenachfolgers Udo? Und wieso kam ein wildfremdes, erstbestes Frauenzimmer, mit dem er zwar nur wenige, aber dafür umso niederschmetterndere Worte gewechselt hatte, zu der anmaßenden Vertraulichkeit, ihm nackt im Traum zu erscheinen? Und noch dazu als Gefolterte im Bösendorfer seines Vaters? Was hatte diese Person – ausgerechnet sie! – überhaupt in einem fremden Klavier herumzubluten, wo sie sich nicht einmal geschämt hatte, dass sie ...

Livius verschlug es bei dem nun fälligen Wort die gedankliche Rede. Voll Unbehagen warf er sich im Bett herum und vergegenwärtigte sich das ewig-schöne Cello-Solo, mit dem das Adagio des

vierten Klavier-Trios von Beethoven (Spitzname »Gassenhauer«) beginnt. Eigentlich hatte er es gestern ganz ordentlich herausgebracht – abgesehen von dem gewissen C. Aber dieses C hatte ja inzwischen durch die schockierenden Ereignisse sowieso jede Wichtigkeit verloren.

Glücklicherweise kreuzte bei dieser Gelegenheit sein geigender Sohn Alex, Sextaner des musisch-pädagogischen Realgymnasiums, wie eine freundliche Vision diese deprimierenden Grübeleien: Hat gestern gar nicht so schlecht gespielt, der Lauser ... Sollte langsam eine gute Geige haben ... Vielleicht zu Weihnachten? ... Würde ihn anspornen, endlich auch links mehr zu tun ... Rechts ist er besser ... Hat er von mir ...

Weil Livius wusste, dass seine relative Stärke in der Bogenhand lag, pflegte er gerne jenes vierte Beethoven-Trio mit dem Cello-Solo auf das Programm zu setzen, wenn er mit einer ergreifenden Kantilene Eindruck machen und die holprige Technik des Lagenwechsels in der Linken verschleiern wollte. Könnte er gestern etwa wegen des Hinzukommens dieser ... dieser Einschleicherin ...?

In diesem Stadium seines Erwachens versuchte er nun krampfhaft, sich selbst zu überzeugen, dass die gestrige Programmwahl durch den deplatzierten Gast nicht im Mindesten beeinflusst worden war. Zugegeben, Hilde und Alex hatten – wie vereinbart – ein bestimmtes Haydn-Trio vorbereitet gehabt. Zugegeben, der Beethoven war schon letztes Mal so weit gearbeitet worden, dass Alex eigentlich diesmal ein neues Stück hätte drannehmen sollen, um Routine zu bekommen. Warum also dann plötzlich ...? Weil in dem Haydn eben nur ein ruhmloses Schrumm-schrumm für das Cello drin ist, das jeder Schüler im dritten Jahr schaffen sollte!

Jetzt hatte Livius sich überführt. Ärger stieg in ihm auf. Groll gegen alle: gegen Vater Haydn, diesen burgenländischen Auftragskomponisten, der in so vielen Trios das Cello unter seinem Wert verkümmern lässt. Und gegen diesen heute theoretisch zwei-

hundertjährigen Cello-Stümper, für den Haydn damals anscheinend einfache Cello-Parts schreiben musste. Das muss ein schöner Nebochant gewesen sein! Das Gefühl der Überlegenheit gegen den historischen Kollegen gab Livius ein wenig Auftrieb und half ihm gemeinsam mit den musikgeschichtlichen Betrachtungen, das nächste Objekt seiner Schmähungen noch eine Weile zu verschonen: sich selbst.

Denn sonst wäre ihm nicht nur wieder dieses etwas zu tief erwischte C aufgestoßen, sondern er hätte sich vor allem eingestehen müssen, dass er sich ja das Haydn-Trio letztens gerade deswegen vorgenommen hatte, um sich dank seines mühelosen Parts mit voller Aufmerksamkeit dem weitaus interessanteren seines Sohnes widmen zu können. Mit eiserner Konsequenz hätte er dessen noch etwas unpräzisen Stil, die Intonation und die viel zu undeutliche Phrasierung aufs Korn nehmen wollen. Nichts hätte er ihm durchgehen lassen. Nichts! Und gerade dafür wäre der Haydn geradezu ideal gewesen. Je rücksichtsloser Livius in seiner vortägigen Vergangenheit wühlte, desto angeschlagener wurde seine Position gegenüber sich selbst. Er begann daher – um seine endgültige Entlarvung noch zu verzögern – den Abend in der Hietzinger Villa seines ... na eben in Udos Villa ganz von vorne durchzurekapitulieren.

Merkwürdig übrigens, dass die deutsche Sprache für die so zunehmend wichtige Familienbeziehung des Exgattengatten noch immer kein gültiges Vokabel entwickelt hat, dachte er und freute sich, auf ein so eminent humanistisches Thema gestoßen zu sein, dass es ihm nicht als Angst vor Selbsterkenntnis ausgelegt werden konnte, wenn er dazu abschweifte.

Die persönliche Beziehung eines Menschen zum Fortsetzer seiner Ehe (oder einer zeitgemäßen Weiterentwicklung dieser reaktionären Form des Zusammenlebens) ist ja wirklich nicht ganz unheikel. Noch heikler ist sie, wenn der neue Partner offensichtlich erfolgreicher manövriert, sodass sich in den Augen der

objektiven Freunde – schlimmstenfalls sogar in den eigenen – der geschätzte Schuldanteil an dem Zerwürfnis noch nachträglich zu Ungunsten des Vorgängers verschiebt. Denn das kann dessen Kurswert auf dem Partnermarkt empfindlich herunterdrücken. Ausgesprochen kritisch wird die zwischenmenschliche Beziehung zwischen Vorgänger und Nachfolger jedoch erst, wenn es sich um Männer handelt. Denn der Mann empfindet es in Anbetracht seiner anerkannt polygamen Veranlagung nur als naturgemäß, wenn in seinem Kielwasser einige geknickte Exgattinnen treiben. Er ist hingegen deutlich irritiert, wenn ihm die doch von der Natur eindeutig monogam konzipierte Frau in neu entflammter Leidenschaft davonzieht und womöglich manches darauf hinweist, dass sie es sich dabei verbessert hat.

In solchen Fällen ist einer Freundschaft der beiden Männer jede gesunde Basis entzogen, es sei denn, der erste kann den zweiten glaubhaft als heiß ersehnten Erlöser hinstellen, dem er sich neidlos bis dankbar verbunden fühlt.

Auf diese Formel war jedoch die herzliche Beziehung zwischen Livius Kohlhaupt und Udo Ramhard, 45, Bankdirektor ohne Instrument, nicht zu vereinfachen. Denn Hilde, 37, Hausfrau, Klavier mit Verwendungsgruppe Klassik ohne Brahms, war eine nicht nur attraktive, sondern auch sonst mehrere Pro-Argumente auf sich vereinigende Persönlichkeit. Man würde Udo daher auf Anhieb eher unter die siegreichen Ausspanner als unter die schöndummen Jochbefreier einordnen.

Dessen wurde sich Livius auch an diesem ohnehin schon unerfreulichen Morgen wieder bewusst, als er krampfhaft versuchte, das Ende des gestrigen Trio-Abends in seinen Gedanken hinauszuziehen.

Wenn Livius sonst an Udo dachte, dann tat er es nicht nur ohne Bitterkeit, sondern mit der gewissen nachsichtigen Sympathie, die man zu einer untergeordneten Gattung von Säugetieren empfindet. Schließlich ist doch auch ein kammer-unmusikalischer Bank-

mensch unter Umständen ein recht liebenswertes und nützliches Geschöpfchen. Und Hilde schien sich ja leichter als erwartet damit abgefunden zu haben, dass jetzt ein Streicher weniger ihre Klavier-Begleitung zu laut fand, und dass abends auch noch andere Programme denkbar waren, als irgendwo zu musizieren oder gar dem Gefiedel eines begeistert distonierenden Streichquartetts zu lauschen.

Aber gestern – das muss eine Falle von Udo gewesen sein! Während Livius sich misstrauisch im Bett umdrehte, rang er sich das Geständnis ab, dass er ausschließlich aus niedrigen Motiven das schon aufgeschlagene Haydn-Trio mit einem Gewaltstreich abgesetzt und auf die noch weitere Vervollkommnung des Gassenhauer-Trios mit dem großen Cello-Solo bestanden hatte. Denn dass der plötzliche Umschwung nicht zufällig ausgerechnet in dem Augenblick eingetreten war, in dem Udo mit seinem unerwarteten Gast aufkreuzte, war leider nur allzu augenfällig. Dementsprechend waren ja auch die Reaktionen seiner Familienmitglieder ausgefallen. Alex, der unverschämte Frechling, hatte sich mindestens dreißig Sekunden lang ununterbrochen laut geräuspert und mit mehr als respektlosem Augenzwinkern »Aha, nochmals Papas Renommier-Adagio!« gemurmelt. Hilde hatte gar nichts gesagt, was ihre Gedanken immer am deutlichsten ausdrückte. Und sogar Udo hatte ahnungsvoll-dreckig gegrinst, als ob für ihn nicht sowieso jede Musik nur ein Geräusch wäre.

Bei diesem Gedanken wurde Livius zum ersten Mal das Phänomen bewusst, dass er Udo seit jeher in seinem geistigen Mitmenschenverzeichnis unter »unmusikalisch« eingereiht hatte. Er musste zugeben, dass dies doch etwas zu weit ging. Immerhin besaß Udo nebst zwei Konzertabonnements eine riesenhafte CD-Sammlung, in der viele Werke sogar von mehreren Interpreten vorkamen. Und Udo schien tatsächlich den Unterschied zwischen einem Beethoven von Toscanini, Karajan oder Bernstein zu erkennen.

Selbst einem so eingefleischten Selbermacher der Musik wie Livius kamen angesichts dieser mildernden Umstände Bedenken. Müsste man nicht die Praxis der hochnäsigen Musikausüber überprüfen und für derart aktive Passivisten wie Udo einen positiveren Zwischenbegriff einführen als das Wort »unmusikalisch«? Ähnliches ist ja sogar der Kirche mit dem trostreichen Fegefeuer gelungen und den Schifabriken mit der Kreation des Carving-Schifahrers, durch den die technisch Minderbemittelten jetzt doch nicht gleich als Nicht-Schifahrer bezeichnet werden müssen.

So verdienstvoll Livius die aufgeklärte Milde und Fortschrittlichkeit seiner morgendlichen Umdenkanstöße auch fand, so sehr beunruhigte es ihn andererseits, dass er sich gerade heute – unmittelbar nach dem gestrigen Schockerlebnis – zu derart revolutionären Gedankengängen verstieg. Auch an die Möglichkeit, dass seine Gattin zu ähnlichen Erkenntnissen gekommen sein könnte, als vor sechs Jahren Udo in ihr Leben getreten war, hatte er eigentlich bisher noch nie gedacht.

Er hatte nichts dagegen, dass seine Gedanken schon wieder vom Thema abschweiften. Es bereitete ihm weit weniger Missvergnügen, zum hundertsten Mal seine Mannesehre vor sich selbst zu verteidigen, als den gestrigen Abend zu Ende zu rekapitulieren.

Man konnte ihm ja wirklich nicht nachsagen, er habe damals, nach zehn gar nicht so erfolglosen Ehejahren, als der Schichtwechsel mit Udo seine Schatten vorausgeworfen hatte, einfach feige das Handtuch geworfen. Im Gegenteil: Er war – wie es sich gehört – zu einem angemessen mannhaften Kampf um Hilde angetreten. Zwar nicht gerade als heldischer Krieger mit Feuer und Schwert, aber doch mit dem blanken Cello-Bogen, als strammer Verkaufssachbearbeiter (zum Abteilungsleiter war er leider erst nach der Scheidung befördert worden; aber dieses Karrierehüpfchen hätte das ausgekühlte Kraut seiner Ehe auch nicht mehr fett gemacht) hatte er seine Hilde gegen den Herrn Bankdirektor verteidigt und war in Ehren untergegangen.

Er hatte damals – weiß Gott! – alles Menschenmögliche getan. Jeden Ton hatte er zur höheren Ehre Hildes dargebracht. Er hatte inniger, lauter und öfter gespielt als sonst. Und jeden Takt Pause hatte er benutzt, um ihren Blick zu suchen oder zärtlich zu erwidern. Alles umsonst: Udo hatte nichts gespielt außer sich selbst. Seine herzliche Lockerheit, sein sachlich-trockener Humor, sein beruflicher Erfolg – das waren die Instrumente gewesen, auf denen er sich produziert hatte.

»Kam, sah, siegte!«, seufzte Livius, noch immer maßlos verwundert.

Ja, für Livius war das in jener Zeit ebenso rätselhaft wie deprimierend gewesen und hatte sein gesamtes erotomusikalisches Weltbild zu zertrümmern gedroht. Wie kann eine so passable Pianistin von einem weit überdurchschnittlichen Cello auf ein ganz gewöhnliches Kreditinstitut überwechseln?

Da Livius schon damals nicht umhingebracht hatte, Udo sympathisch zu finden – für einen Nichtmusiker sogar verblüffend sympathisch! –, und Alex aus vielen praktischen Gründen mit seiner Mutter nach Hietzing übersiedelt war, hatte Livius zunächst als Grundlage des freundschaftlichen Verkehrs eine Formel finden müssen, die seine Niederlage von der primitiven Ebene des menschlichen Qualitätsvergleiches wegschob und jede plumpe Diskussion über männliche Vorzüge von vornherein ersterben ließ: Nicht der Mann war dem Manne unterlegen, sondern der Sachbearbeiter dem Direktor, die Mietwohnung der Villa. Das war eine Erklärung, die alles erträglicher machte. Mehr noch: Es tut dem Idealisten wohl, dass Mammon eben stärker ist als Eros und die Muse zusammen.

Nachdem Livius auch diese uralten Gedankengänge nun durchgekaut hatte, kam er dem wunden Punkt des gestrigen Abends unweigerlich wieder näher, wie der Bohrer dem Nerv des faulen Zahnes: Hatte er wie sonst darauf geachtet, dass der arme Alex mit seiner längst überfälligen schulgeige Gelegenheit zum Glänzen bekam? – Übersungen hatte er ihn! (Kunststück, mit

seinem italienischen Toncello!) Und hatte er das fallweise zu derbe Klavier zurückgezischt, wenn Alex mit dem Thema hervortreten sollte? – Nur auf die eigenen Solostellen war er bedacht gewesen; und wenn er eine wichtige Passage herausüben ließ, dann war es sicher keine Violin-, sondern eine Cello-Passage. Und erst der Augenkontakt, den er sonst immer predigte! Den hatte er gestern wahrhaftig nicht mit seinen Partnern gepflegt, sondern mit ...

Livius drehte sich bei diesen demaskierenden Selbstbezeichnungen wie ein Grillhahn im Bett herum und stöhnte vor Scham. Und weil der Mensch in einer solchen Situation jemanden braucht, auf den er die Schuld abschieben kann, musste Udo erhalten: Kein Zweifel, das Ganze war eine Falle von Udo! Der missgünstige Versuch eines künstlerisch Unterprivilegierten, einen ernsthaften Cello-Spieler in Konflikte zu bringen. Nur darum zauberte er diese junge und – jawohl! – reizende Angestellte seiner Werbeabteilung meuchlings aus dem Hut. Aus welchem anderen Grund sollte er sie sonst mitgeschleppt haben – ausgerechnet zum Trio-Abend –, wo sie doch ...?

Livius konnte es einfach nicht fassen. Und dass er sich jetzt noch dazu offiziell eingestanden hatte, dass er diese Person reizend fand, gab ihm den Rest. Hatte sie nicht ihre sonderbaren Allegro-molto-Augen den ganzen Abend auf ihm ruhen lassen? Er war doch kein heuriger Hase punkto weiblicher Zuhörer. Er hatte ihre Verzückung, ihre Bewunderung eindeutig festgestellt. Nur weil sie ihn so angesehen hatte, war ihm ja dieses verflixte C, auf das bei dem Solo alles ankommt, zu tief geraten. Jawohl, nur sie ist schuld an dieser rätselhaften Panne!

Dass ein Zuhörer einen so winzigen Fehler gar nicht bemerken könnte – wie dies natürlich meist der Fall ist –, war für den Musiker Kohlhaupt unvorstellbar. Wie jeder Spieler überschätzte er die Aufmerksamkeit des Publikums mindestens ebenso wie dessen Beurteilungsvermögen. Vor allem aber vergrößert das im Verhältnis zum Können überdimensionierte künstlerische Gewissen

des Dilettanten solche Fehler wie die Zunge, der jedes Bläschen im Gaumen wie ein entsetzliches Geschwür erscheint.

Nur wer den rührenden Ernst kennt, mit dem der fanatische Amateur nach einer ihm unerreichbaren Perfektion strebt, weiß, was Livius litt, als er gestern patzte. Denn die verpatzte Stelle war recht exponiert, und er beherrschte sie sonst im Schlaf.

Dass noch dazu jemand zuhörte, vor dem er sich so alles andere als blamieren wollte, hätte ihn beinahe ganz um die gute Laune gebracht. Er war nämlich dem Wahn erlegen, dass die Betreffende ihm seine Töne förmlich vom Griffbrett sog und daher die Chance, unbemerkt patzen zu können, noch kleiner war als gewöhnlich.

Dass man sich so irren kann! Dass jemand zu so einer schäbigen Komödie fähig ist! – Angeekelt schleuderte sich Livius nun endlich aus dem Bett, schaltete die Frühmusik ein und schob sein Untergestell noch lustloser als sonst auf das verhasste Zimmerfahrrad, um sich von dem Schock freizu trampeln, den ihm diese Person beim Abschied versetzt hatte. Eine ausgesprochene Zumutung, seine Perlen vor solche ... Zuhörer werfen zu müssen!

Gute Zuhörer standen auch bei Livius Kohlhaupt – wie bei allen waschechten Hausmusikern – höher im Kurs als anderes Zubehör, ja sogar höher als mancher mittelmäßige Spieler. Er pflegte Zuhörer wie alles Kostbare, das im Aussterben begriffen ist, und missgönnte es ihnen nie, wenn sie nachher bei Tisch so kräftig zulangten, als hätten sie die Stärkung am nötigsten. Denn er fand, dass sie sich alles redlich verdienen, wenn sie ihre beiden großen Aufgaben erfüllen: beim Zuhören eine hochkonzentrierte, womöglich sogar genießerische Miene aufzusetzen und – was noch wichtiger ist – zu loben. Denn seinem spärlichen Publikum gegenüber hat der Hausmusiker ein Recht auf Lob. Auch wenn es unsachverständig und lobhudelig und an den Haaren herbeigezogen sein mag, wird es bitterernst genommen. Ein Zuhörer braucht daher von Musik nur zu wissen, dass dick aufgetragenes Lob mehr Wert hat als dick belegte Brötchen.

Auch gestern hatte Livius von dieser Dame eigentlich Lob erwartet. Denn er zählte zu jenen Amateuren, die mit einer ebenso sensiblen Seele ausgestattet sind wie die Berufskünstler und daher ebenso viel Anerkennung brauchen; eher sogar noch mehr, und das will schon etwas heißen. Schließlich wird ja der Amateur im selben Verhältnis, in dem weniger Menschen zuhören, auch weniger bejubelt, sodass diese wenigen eigentlich umso intensiver jubeln müssten. Denn dass sich die Musizierpartner als Ersatz für das tobende Publikum umso stärker gegenseitig loben, kommt sehr selten vor, weil jeder findet, der andere müsse dabei den Anfang setzen.

Livius wusste nach dem ersten Kilometer, den der heute extra zählflüssige Tachometer anzeigte, dass er die Katastrophe gestern schon an den Anzeichen hätte voraussehen können. Denn »Sie« hatte eben nicht gelobt. Sie hatte vor, während und nach dem Essen von allem geplaudert, was ein Musiker nicht hören möchte: von Plakaten, Stummfilmen, Urlaub auf Krk und tausend anderen provozierenden Banalitäten, die Livius peinigten wie Liebkosungen auf Sonnenbrand. Denn er lauerte auf ein Wort über die dargebotene Musik und lauerte vergeblich.

Livius lachte auf seinem ekelhaften Fahrrad keuchend hell auf vor Bitterkeit, wenn er daran dachte, wie er sich gestern den ganzen Abend gequält hatte, weil er doch tatsächlich angenommen hatte, sie habe aus Taktgefühl geschwiegen. Er hatte es auf diesen winzigen, lachhaften Millimeter geschoben, um den sein Solo-C zu tief angesetzt gewesen war, ehe er es nach Bruchteilen von Sekunden ohnehin sofort korrigiert hatte. – Das waren vielleicht groteske Skrupel!

Beim Verabschieden hatte nämlich dann doch Livius als Erster die Nerven verloren und ganz locker und nebenbei und vom Mäntelchen des Vaterstolzes hervorragend getarnt die Frage herausgehaut: »Finden Sie nicht, dass Alex schon ganz brav fiedelt?«

Und da war das Unfassbare passiert ...

Livius wusste, dass der heutige Tag keine Chance hatte, ihm zu gefallen, und stieg vom Fahrrad. Er duschte sich genusslos und nur um des Zweckes willen wie ein Puritaner, der ein Kind zeugt, und stellte das Teewasser zu. Die übrigen Ingredienzien für sein Frühstück standen – von Frau Vera liebevoll vorbereitet – auf einem kleinen Tablett gruppiert im Kühlschrank und stachen darin hervor, wie eine Militärkapelle auf einem Flüchtlingsschiff.

»Brave Vera!«, raunzte Livius sentimental, obwohl es eigentlich gar nicht in seinem Sinn war, heute positive Feststellungen zu machen. Aber Frau Vera war ja wirklich eine Perle. Er hatte sie sozusagen geerbt, als ihr der partyüberladene Diva-Haushalt seiner Mutter, der »Kammersängerin«, zu mühsam wurde und Vera eine spießbürgerliche, kleine Bedienung für zwei Stunden pro Tag suchte.

»Das ist wenigstens eine, die mich liebt«, seufzte Livius und hatte keine Ahnung, wer eigentlich die vielen anderen waren, die ihn hassten. Aber es tat ihm wohl, sich heute auch noch verlassen vorzukommen, als er melancholisch das Frühstück hinunterwürgte.

Ja, Vera hatte ihn schon als Kind ins Herz geschlossen. Sie war seine erste begeisterte ZuhörerIn, als er anfangs ein bisschen erträglich zu kratzen. Sie schwamm in Tränen, als er dann bei den Familientrios mitspielen durfte. Jetzt sah er die gute alte Vera selten. Sie kam ja erst, wenn er schon fort war. Er merkte sie nur an der Ordnung und an den kleinen Spuren treuer Zuneigung, die sie hinterließ: Botschaften, Grüße, Geburtstagswünsche, selbstgemachte Schleckereien, wie er sie als Bub geschätzt hatte ... Und da es auf dieser indirekten Basis gar keine Differenzen geben konnte, hatte diese stille, alte Liebe die seltene Chance, immer fortzuwähren, bis der Tod einen trennte.

Livius fand das heute alles wunderschön traurig. Er klemmte sein geliebtes Cello Trost suchend unter den Arm und begab sich

zu seinem ebenfalls verhältnismäßig geliebten 37er, der ihn – in Kooperation mit der U2 – in die Firma »Anton Haberls Erben« brachte, die nahe dem Volkstheater lag.

Jawohl, der moderne Manager Dr. Kohlhaupt bewegte sich täglich per »Öffis« zum Arbeitsplatz. Denn er liebte merkwürdigerweise vor allem die Tramway, wie er die ganze Stadt, die zu ihr gehörte, liebte, ohne genau zu wissen, warum.

Aber seine Liebe hatte – wie fast alle Lieben – auch eine rationale Seite: Livius besaß nämlich kein Auto und fühlte sich mit seinem Führerschein wie ein König ohne Land. Er verzichtete auf dieses fortschrittliche Statussymbol des freiheitswütigen Erfolgsmenschen allerdings nicht aus finanziellen Gründen. Denn erstens hätte er sich's als Aufgestiegener im mittleren Management leisten können. Und zweitens hält die Überzeugung, sich kein Auto leisten zu können, einen echten Österreicher nicht davon ab, sich eines zu halten.

Kohlhaupt besaß absichtlich kein Auto.

Er fand es zunächst einmal abwegig, mit einem Ding zu fahren, mit dem man nicht stehen bleiben kann, wenn man endlich am Ziel ist. Außerdem war es sein einziger Dünkel, als Akademiker keine Zeit für die minderwertige Arbeit des Chauffierens zu vergeuden.

Also verwandelte sich Livius, als er sein Auto seinerzeit verstieß wie eine frigide Matresse, zum stolzen Netzkartenbesitzer der Wiener Linien und fand dies noch befriedigender, als er erwartet hatte. Denn es ergaben sich daraus Reize, an die er ursprünglich nicht im Traum gedacht hatte.

Zunächst einmal stellte sich heraus, dass auch in der überfüllten Straßenbahn keine ernste Lebensgefahr für ein zerbrechliches Cello bestand, was seine Hauptsorge gewesen war. Denn ein Mann mit Cello erregt sonderbarerweise fast genauso viel Rücksicht wie ein Kriegsversehrter oder eine Schwangere mit Kleinkind: Er wird sofort auf einen eilig geräumten Sitzplatz genötigt. Und wenn

Livius nun – von seiner Lektüre versonnen aufblickend – zu den aufgestauten Autokolonnen hinunterschaute, fühlte er sich wie ein hohes Tier und hatte sogar ein bisschen Mitleid mit den armen Schluckern da unten, die sich nicht so wie er einen uniformierten Chauffeur leisten konnten.

Als sich die Autollosigkeit aber dann auch noch – wie man später verstehen wird – als die ideale Grundlage seines gesamten erotischen Hauswesens erwies, erkannte Livius seinen exzentrischen Entschluss als einen der wenigen wirklich genialen Schwachzüge seines Lebens.

Dass ein moderner Manager mit Netzkarte statt Straßenkreuzer natürlich eine etwas bizarre Erscheinung im Geschäftsleben ist, war Livius klar. Aber auf dieses bisschen Belächelt-Werden darf es einem Kammermusiker auch schon nicht mehr ankommen. Trotzdem versuchte er, diese beiden Schwachstellen in seinem Berufsprestige so wenig wie möglich an die große Glocke zu hängen.

In diesem Sinne steuerte er, als er seinem eleganten Waggon entklettert war, zielstrebig auf das bewährte Café Raimund zu, wo er tagsüber sein Cello in Kost und Quartier zu geben pflegte. Denn Livius wollte seinen Chef nicht noch gereizter auf dieses unschuldige Gerät machen, indem er schon frühmorgens damit ankam, als beabsichtige er, den ganzen Tag zu üben statt Kunstblumen zu verkaufen. Und ein Cello im Büro ist ja nun zugegebenermaßen kein Aushängeschild für einen modernen, dynamischen Industriebetrieb.

Der Ober grüßte wie immer mit etwas nachsichtiger Herzlichkeit: »Morgen, Herr Doktor! Geben S' nur her das Bassgeiger! Mir passen schon drauf auf.« Er packte das liebe Instrument mit einem Mangel an Zärtlichkeit, der Livius das Herz zuschnürte, und schleppte es routiniert zur Tür eines Nebenraumes, wo sich schon eine dicke Putzfrau bereitgemacht hatte, es stumpfsinnig zu übernehmen.

»Unsere Bassgeigen ist schon da, Mitzi«, sagte er kühl und händigte es der Dame aus. »Schön vorsichtig, wie immer, gelt. Sehr heikel! – D’Ehre, Herr Doktor.«

Livius blickte seinem Cello ängstlich nach und fühlte sich wie eine zu alte Mutter, die ihr Kind erstmals allein in die Ferien schickt. Trotzdem dankte er höflich und überließ sein wertvollstes Stück der rüden Obhut dieser Profanen, in der Hoffnung, Gott möge es ihm auch heute wohlbehalten zurückbescheren, wenn er vor dem Quintett auf seinen Kleinen Braunen kommen würde.

Und bei dem Gedanken an den Kleinen Braunen war sie natürlich prompt wieder da, diese Kleine von gestern mit ihren schönen braunen Augen, und Livius ahnte verzweifelt, dass sie ihn heute den ganzen Tag nicht in Ruhe lassen würde.

Und so war es auch. Schon im Lift stieß ihm endgültig die niederschmetternde Antwort auf, die er bisher mit so viel Mühe verdrängt hatte. Ja, das hatte sie wörtlich gesagt, als er sie fragte, wie sie das Gegeige seines Alex gefunden habe:

»Ich finde Ihre ganze Band sehr herzig, Herr Doktor. Wo hat man denn heute noch Gelegenheit, so etwas Skurriles zu sehen? – Aber fragen Sie mich nur bitte nichts über die Töne. Ich bin total unmusikalisch ...« Dabei zeigten ihre Allegro-molto-Augen nicht einmal Spurenelemente von Zerknirschung über diesen alarmierenden Defekt. Und das im Schubertjahr!